

Das ist die Geschichte von Elena. Ich kann es auch gleich sagen: Sie geht nicht gut aus.

Mehr als zehn Jahre ist der Sommer jetzt her, ich müsste ihn längst vergessen haben. Aber er stiehlt sich in meine Gedanken, seit ein paar Wochen geht das schon so. Die Bilder blitzen plötzlich auf wie Szenen aus einem alten Film, ich sehe Elenas Gesicht, wie es damals aus dem Spiegel blickte.

Ich sehe ihre graugrünen Augen, die sie mit einer Linie umrahmt, bis sie wie die einer Katze aussehen. Sie tuscht ihre hellen Mädchenwimpern und verwendet so viel Sorgfalt darauf, wie man sie nur haben kann, wenn der Anblick der schwarzen Spitzen unter den feinen Brauen noch neu ist. Sie stäubt sich Puder auf die Nase, bis ihre kleinen Sommersprossen unter der samtene Schicht verschwinden. Als sie sich kämmt, verfangen sich ihre Haare in der Bürste, und sie streicht noch energischer, damit sie auf ihren Schultern aufliegen.

Auf der Kommode drängen sich all die Plastiktuben und -döschen, für die sie ihr Taschengeld ausgibt. Ich rieche noch ihr sanftes Parfüm, das sie sich mit den Fingern auftupft, es duftet gleichzeitig süß und bitter, wie Lavendel und Zigaretten.

Die Bilder legen sich auf die Fliesen, das Laken wird für sie zur Leinwand, wie auch das Tuch auf dem kleinen Tisch und die gemusterte Tapete. Zuerst flimmern sie noch ein bisschen, als wäre die Filmrolle in meinem Kopf schon etwas zerkratzt und angestaubt. Dafür sind sie hell, fast überbelichtet, vielleicht, weil damals Sommer war und Elena gerade erst siebzehn, flirrend, leichtsinnig, übermütig.

Ich sehe, wie sie ihre Lippen spitzt, die sie behutsam ausgemalt hat – ich kann noch das weiche Kirschrot spüren, wie es sich von dem wächsernen Stift schützend über die zarte Haut legt! –, dann nimmt sie ein Papiertaschentuch und drückt ihren Mund einmal fest darauf. Sie presst einen Kuss in die grauen Fasern, zerknüllt das Tuch und wirft es zu Boden. Der Kuss darin ist ihr egal – sie hat noch so viele zu verschenken.

Was für ein Sommertag war das! Der heißeste, den ich mir denken kann. Die Wiesen beginnen bereits zu summen, der Tau verpufft in den ersten Strahlen. Elena öffnet das Fenster weit und saugt die Hitze in sich auf. Der Morgen draußen ist noch neu – wer weiß, was er ihr bringen wird! In ihrer jugendlichen Welt ist alles überwältigend.

Ich suhle mich in dieser Wärme, die sich in mir und um mich ausbreitet, während ich an den Sommer denke. Wie gern würde ich in ihr versinken!

Aber nun kommen die Schattenflecken und schieben sich langsam über die Bilder. Sie verdunkeln sie wie ein düsterer Filter, ein Schleier aus dichtem, körnigem Staub, und als ich versuche, sie zu vertreiben, verblasst der gesamte Film vor mir.

Er lässt die Bettdecke weiß zurück, sauber zu einem Quadrat gefaltet, die kleinen Blüten auf der Tapete in verblichenem Eierschalenbraun. Die Vorhänge sind dünn gewaschen, die Fensterscheibe hat Wasserflecken. Sie zeigt nur meinen eigenen Schemen, der an den Rändern fransig wird.

Ich sitze auf dem Fensterbrett und starre in den Januarregen. Meine Fingerkuppen hinterlassen Fettabdrücke auf dem Glas. Sie bohren, versuchen, es zu durchdringen. Dabei gibt es draußen nicht viel zu sehen. Nasse Bäume, nackte Beete, zwischendrin ein paar mit Zweigen unförmig verpackte Rosen. Dunkler Kies, ein kleiner Platz, unter einem Dach ein Brunnen. Manchmal wagt ein einsamer Mensch ein paar

Schritte auf den Wegen. Weit kommt er nie. Der Wind und der Regen treiben jeden schnell wieder zurück.

Vielleicht ist es hier im Frühling ganz nett, wenn die Rabatten wieder blühen. Und wenn schon – so lange bleibe ich nicht. Das wird ja wohl nicht nötig sein.

Es scheint, als wäre ich im Hotel, wie sonst auch, wenn auch in keinem luxuriösen. Ich habe mich am Empfang gemeldet, man wusste von meiner Reservierung. »Herzlich willkommen bei uns, Frau Forster!« Ich unterschrieb einen grünen Bogen.

Aber das hier ist kein Hotel. Im Hotel nimmt einem niemand das Smartphone ab und verschließt es im Schrank an der Wand, dort durchsucht niemand den Reisekoffer, bevor er ihn aufs Zimmer bringt.

Ins Hotel geht man nicht zur Therapie.

Ich wollte gleich viele Stunden nehmen, um bald wieder in Ordnung zu kommen, doch die Frau am Empfang lachte nur leise.

»Bei Ihnen muss es wohl immer schnell gehen! Kommen Sie erst einmal runter, Frau Forster. Wir brauchen hier keine Musterschüler. Genießen Sie es, allein zu sein und Zeit für Ihre Gedanken zu haben.«

Sie gab mir meinen Stundenplan, die meisten Kästchen darauf waren weiß wie die Kacheln in der Halle.

»Hier ist Ihr erster Gesprächstermin.«

Eine Stunde in zwei ganzen Tagen!

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann mein Kalender zuletzt so leer war. Bis auf Weihnachten vor Kurzem, als ich bei meiner Familie war.

Das habe ich der Frau nicht gesagt. Sonst hätte sie womöglich eine Notiz für den Therapeuten gemacht.

»Kommen Sie erst einmal zu sich, Frau Forster!«

Wenn ich nur wüsste, wie das gehen soll.

Die Wände um mich herum sind kahl. Ich habe gar nichts mitgebracht, was ich aufstellen oder -hängen könnte. Das einzig Persönliche war mein Smartphone, das ich nun nicht mehr bei mir habe.

Wobei darin auch keine Fotos sind. Ich bin niemand, der Menschen knipst, um sie mit sich herumzutragen. Das Blackberry ist mein Arbeitsgerät.

Ich habe nur die Bilder in mir.

Mein Finger fährt über die Rillen im Stein. Sie verzweigen sich, kommen wieder zusammen, die Platte ist warm von der Heizung darunter. Manchmal knackt es in den Röhren.

Ich ziehe die Beine zu mir heran.

Die Tapete atmet leise.

Ich presse die Stirn an die kühle Scheibe.

Nun bin ich also mit mir allein.

1

Ich zog den Rollkoffer hinter mir her. Er ist ein Teil meines Körpers geworden, ein längerer Arm, ein drittes Bein, das mir leise knirschend hinterherrutscht. Sie ist mir vertraut, meine Reiseprothese, sie folgt mir nahezu auf dem Fuß, und ich verlasse mich auf sie, während ich durch den Flughafen laufe.

Den Weg vom Eingang bis zum Gate hätte ich auch blind gefunden. Die immer gleiche Routine dort: Das Hallen der Absätze auf dem Stein, mein eigener gehetzter Schritt, der Röstgeschmack des Cappuccinos, der den des Pappbechers überdeckt. Die Ansagen, die aus den Lautsprechern schallen. Das Rascheln der leeren Brötchentüte: Tomate-Mozzarella-Bagel, das Papier vom Pesto durchgeweicht.

Ich spiegelte mich in den Auslagescheiben auf Sandwiches mit getrocknetem Schinken und in den Augen toter Garnelen, die dort seit Tagen zur Zierde lagen. Die Magazine schienen zu schreien, ich versuchte, die Zeilen zu ignorieren. Ich schirmte mich gegen die Nachrichten ab, mein Kopf war zu voll mit Informationen.

Normalerweise begleiten mich andere Unternehmensberater, wie ich ziehen sie ihre Koffer zum Flugzeug und weiter ins Hotel und zum Kunden. Am Morgen hängen manchmal noch Blutströpfchen auf den Männerwangen, winzige Flecken auf der Blässe, die fahrigte Hände zu hastig

rasierten. Am Abend sind die Krawatten verstaut, und aus den Mündern riecht es sauer. Wir leben alle das gleiche Leben, zumindest von Montag bis Donnerstag.

Ich reise gern mit meinen Kollegen. Sie laufen im gleichen schnellen Schritt, sie bewegen sich zügig durch die Halle. Sie wissen, wie man sich verhält. Die Feiertagsfluggäste wissen das nicht.

Vor mir auf dem Rollband stand eine Familie mit einem Berg aus Jacken und Taschen. Äpfel und Brote für mehrere Tage, ein Arsenal aus Schals und Mützen. Sie standen links, rechts ihre Koffer, der Kleinste lag direkt auf dem Boden. Er ließ seinen Drachen vor sich hüpfen, ein hässliches Tier aus gelbem Plastik.

Unruhig wippten meine Füße in den Nubukstiefeletten. Ich hasse es, aus dem Takt zu geraten, meinen Laufschrift zu verlassen, den ich mir auf meinen langen Wegen über die Rollbänder angewöhnt habe.

»Leon, machst du der Frau bitte Platz?«

Das war der Vater weiter vorne, der über das Koffergebirge hinwegrief.

»Sch-sch, es brennt!«, machte der Kleine.

»Leon, die Frau möchte, glaub ich, vorbei.«

»Ja, das will sie«, sagte ich. »Sonst tritt sie nämlich auf deinen Drachen.«

Was musste er auch auf der Laufspur spielen und alle anderen blockieren! Konnten die Eltern ihren Kindern denn nicht beibringen, sich zu benehmen?

Ich stellte mir vor, wie ich meinen Absatz in das gelbe Plastikvieh ramnte. Ich würde seine Flammen austreten, die mir meinen Weg versperrten, ich würde das hässliche Maul zerquetschen, bevor es meine Schuhe zerkratzte.

Der Kleine drückte den Drachen an sich und flüchtete

zu seinem Vater. Ich zog den Koffer an ihnen vorbei. Er streifte eine der Plastiktüten.

Ein Surren.

Ich griff in die Jackentasche, während ich weiter über das Band lief.

»Ja bitte?«

Fast schon ein Automatismus. Auch mein Smartphone gehört zu mir.

»Hallo, Süße, ich wollte nur hören –«

Ich übersah die kleine Stufe, die das Ende des Rollbands markierte, ich stolperte auf den polierten Boden.

Susanne. Musste das jetzt sein?

Sie rief mich nie auf dem Handy an. Weil sie nicht mit mir reden wollte, wenn ich eigentlich auf dem Sprung war – sie wollte, dass ich mir Zeit für sie nahm, mich auf ein Gespräch mit ihr einließ. Zeit hatte ich selten. Eigentlich gar nicht. Ich war sowieso nicht oft in der Wohnung. Ich habe mich manchmal schon gefragt, warum ich sie angemietet habe.

Wahrscheinlich, um dort für alle Fälle einen Anrufbeantworter zu haben, auf dem Susanne sich regelmäßig über mich beschweren konnte. Sie warf ihm vor, dass ich nicht da war, beschimpfte ihn, bis das Band voll war, gelegentlich auch darüber hinaus, wenn sie so richtig in Rage war. Ich hörte mir das einmal an, danach löschte ich jede Nachricht, ohne sie vorher abzuspielen. Ich wusste ja schon, was kommen würde. Dafür hatte ich keinen Nerv mehr.

»Susanne, ich bin auf dem Weg zum Flieger!«

»Zu uns?«

»Nein, auf die Kanarischen Inseln.«

Ein Schlucken am anderen Ende der Leitung.

»Natürlich zu euch, das war ein Scherz!«

»Ich weiß ja nicht – warum mit dem Flieger? Von Frankfurt ist es doch gar nicht so weit.«

»Weil ich damit schneller bin. Und weil meine Meilen sonst verfallen.«

Einen Moment lang blieb es still. Vielleicht verkniff sie sich ihren Einwand. Aber sie fasste sich gleich wieder: »Ich wollte einfach nur hören, Süße, ob du denn schon unterwegs bist?«

»Ja, natürlich«, sagte ich.

Es war keineswegs natürlich, und das wussten wir beide genau. Die Weihnachten der letzten Jahre habe ich allein verbracht. Nicht, dass das schön gewesen wäre. Aber ich konnte nicht zurück. Ich hielt mich von meinen Eltern fern, als hätten sie eine verheerende Krankheit.

Mein gesamtes Studium hindurch bin ich kaum zu Besuch gekommen – obwohl ich da noch in München wohnte, wohin ich nun erst fliegen musste. Ich schob Prüfungen vor, für die ich lernen musste, Praktika, die meine Ferien belegten.

In diesem Jahr aber – dem ersten im Job – hatte ich das nicht mehr durchgehalten.

»Ja, natürlich«, wiederholte Susanne. Dann noch einmal fester: »Ja, natürlich! Wo solltest du schließlich auch sonst feiern? Du hast ja niemanden außer uns.«

Nun war plötzlich ich diejenige, die schluckte.

Ich habe meine Kollegen, Susanne!, hätte ich ihr erwidern sollen. Ich lerne hier mehr Leute kennen als du in deinem ganzen Leben! Ich kriege täglich Hunderte E-Mails. Wenn das mal keine Kontakte sind!

Aber an Weihnachten ist es anders. An Weihnachten haben alle Familie.

Ich drückte auf den roten Knopf. Er ließ Susannes Stimme verstummen. Das musste ich mir nicht anhören. Sie konnte froh sein, dass ich kam!

Das Pärchen vor mir blieb plötzlich stehen, fast wäre ich in es hineingelaufen. Ein Mädchen in glänzender Steppdaunenjacke, ihr Freund mit ölig gekämmtem Haar. Sie drückte ihm ein Paket in den Arm, das sie bis eben getragen hatte, dann fing sie an, in ihrer Tasche zu wühlen. Wahrscheinlich suchte sie die Tickets.

Seine Brauen zogen sich zusammen. Gleich würde er unwirsch zu ihr sagen: »Das ist doch jedes Mal dasselbe!« Schon wäre die Harmonie dahin.

War ich froh, dass ich niemanden neben mir hatte. Schon gar keinen, der mich zum Weinen brachte! Ich brauchte keinen Arm zum Halten, ich konnte sehr gut alleine laufen.

Doch da hielt das Mädchen die Tickets hoch. Sie waren in ihrer Jacke gewesen. Er lächelte, flüsterte ihr etwas zu. Schnell überholte ich die beiden.

Die Schlange an der Sicherheitsschleuse reichte bis weit hinters Absperrband. Die Bewegungen waren zäh, die Wartenden schienen am Boden zu kleben.

Vor mir kramte eine alte Frau umständlich in einem Beutel.

»Irgendwo muss noch die Klosterfrau sein.«

Seelenruhig reichte ihr der Beamte eine zweite Plastikwanne.

»Wir konnten das aber auch nicht wissen«, schaltete sich der Mann neben ihr ein. »Wir sind so lange nicht mehr geflogen. Unser Sohn hat uns die Tickets geschenkt.«

»Er holt uns in München ab.« Das war sie. »Wir haben ja noch einen Enkel gekriegt!«

Sie sollte sich auf ihren Kram konzentrieren!

Doch der Beamte lächelte weiter.

»Dann frohe Weihnachten«, sagte er und deutete auf die freie Schleuse.

Er lächelte auch mich noch an, als sollte ich mich mit ihnen freuen. Ich faltete meine Jacke zusammen und schob ihm stumm das Laptop hin.

Im Flieger saßen sie neben mir. Das hatte ja so kommen müssen. Die Schnallen ihrer Gurte klackten, schlugen hilflos aneinander, bis eine Stewardess sich erbarmte und sie ineinanderhakte.

Ich duckte mich tiefer in den Sitz. Es war so eng in dieser Maschine! Vor mir, neben mir, hinter mir Menschen und keine Möglichkeit, zu entkommen. Die weichen Hautlappen der Frau an meinem Arm auf der schmalen Lehne, ihr Geruch nach ranziger Veilchenseife. Ich presste die Wange gegen die Scheibe und wünschte, ich könnte mit ihr verschmelzen.

»Meinst du, die Decke wird ihnen gefallen?« Die alte Frau hörte nicht auf, zu reden. »Ich bin mir bei Natalie ja nicht sicher, ihr Geschmack ist so modern ...«

Die Geschenke, die ich gekauft hatte, waren sowieso die falschen. Ein feiner Seidenschal für Susanne, für Hajo runde Manschettenknöpfe. Ich hatte sie gerade eben im Laden vor dem Gate erstanden.

Noch während die Verkäuferin die kleinen Schachteln geschlossen hatte, auf denen das Wappen der Marke prangte, hatte ich Susanne hören können: »Ist das nicht dieser teure Designer, bei dem man vor allem den Namen bezahlt?« Schon hätten wir ein Heiligabendthema: Menschen, die glaubten, es nötig zu haben, ihren Status zu demonstrieren, indem sie teure Marken kauften. Ich

hätte den Laden verlassen sollen, anstatt nach dem Portemonnaie zu suchen.

Wir senkten uns durch die Wolkendecke, die bald auf München herabregnen würde. Lautes Klatschen bei der Landung. Es war tatsächlich kaum auszuhalten.

»Wir haben ja Zeit«, sagte der Opa, da war ich bereits aufgestanden. Mein Kopf drückte gegen das Gepäckfach, während der Flieger sich langsam leerte.

Über die Taxen vor dem Ausgang zogen sich graue Schmelzwasserschlieren. Es tropfte vom Vordach der Flughafenhalle. Ich drängte mich an der Schlange vorbei.

Das Auto war kalt und roch nach Rauch.

»Nach Hause?«, sagte der Fahrer. »Ja?«

Er fummelte an den Radioknöpfen.

»Zum Hauptbahnhof, bitte«, sagte ich. »Und machen Sie dieses Gedudel aus.«

2

Der Regionalzug stand schon am Gleis.

Er roch nach Schweiß und grober Wurst und lange nicht gereinigten Sitzen. Als wir aus der Stadt hinausfahren, mischte sich auch etwas Gülle darunter.

Die Fensterscheiben dreckverschleiert, die Wiesen davor braun gesprenkelt. Helle Flecken in den Furchen, Schneereste, daraus stach das Gras. Kleine Dörfer in den Mulden scharten sich um Zwiebeltürme. Ab und zu ein gelbes Viereck, das zu mir herüberschien.

Ich war aus diesen Dörfern geflohen. Es hatte nicht schnell genug gehen können. Jetzt sahen sie so nach zu Hause aus, dass mich ein flaes Gefühl überkam.

Ob Christoph auch auf dem Heimweg war? Womöglich saß er im nächsten Waggon, die langen Beine ausgestreckt, und las in einem dieser *Journals*. Manchmal fiel ihm während des Blätterns eine Strähne ins Gesicht. Sie war so rot wie frische Rüben. Es hatte mich immer in den Fingern gekribbelt, sie aus seiner Stirn zu wischen.

In Frankfurt war es mir leichtgefallen, ihn aus meinem Leben auszublenden. Er war nie in meiner Wohnung gewesen, nichts konnte mich dort an ihn erinnern. Aber in diesen gemusterten Sitzen hatten wir gemeinsam gegessen. Vermisste er meine geschwungene Nase, die sich zwischen ihn und die Zeilen steckte?

Nein, ich würde nicht an ihn denken! Die Besuche bei

seiner Familie waren mir sowieso auf die Nerven gegangen. Ihr Hof war wie diese Nester da draußen: Von Ferne wirken sie heimelig, aber wenn man näher kommt, riecht man den Stall in jeder Ecke.

Wie hatte ich diese Nächte gehasst, unter der Schwere der Gänsedaunen, die mich im Schlaf fast erstickten, allein in dem kleinen Gästezimmer! Über mir wachte ein Kruzifix, ich spürte fast, wie der hölzerne Jesus missbilligend auf mich herabsah. Lebten Christoph und ich schließlich noch immer in wilder Ehe.

So hatte es seine Mutter genannt. Sie war strikt dagegen gewesen, dass wir uns sein Zimmer teilten. »Zu wenig Platz«, hatte sie gemurmelt. In Wirklichkeit fand sie es ungehörig, dass Menschen miteinander schlafen, wenn sie nicht verheiratet sind.

Ein wenig erinnerte mich die Familie in der Sitzgruppe gegenüber an sie: Vater, Mutter und zwei Töchter, sie mümmelten ein paar Zuckermandeln aus der Papiertüte zwischen sich.

»So viele Menschen«, sagte der Vater. »Da ist man doch froh, wenn man wieder rauskommt.«

»Aber der Weihnachtsmarkt war schön. Das könnten wir nächstes Jahr wieder machen.«

Die Ältere kaute an einer Strähne, auf ihrem Schoß lagen zwei dicke Tüten. Sie hatte wahrscheinlich eingekauft, während die Eltern den Markt besuchten. Ich stellte sie mir in der Umkleidekabine vor, den Minirock über den pummeligen Schenkeln, die bange Frage, ob er zu kurz war, den trotzigsten Blick: Egal, und wenn! Sie würde ihn in der Disko tragen, die Jungs würden ihr auf die Beine starren, sie würde sich seltsam und gut dabei fühlen. Würde sich das denn niemals ändern?

Ich zog mein Smartphone aus der Tasche. Keine neuen Nachrichten.

Allerdings gab es hier zwischen den Feldern auch keinen besonders guten Empfang. Hoffentlich war das in Altenbach besser! Es konnte ja schließlich immer passieren, dass jemand noch ein paar Daten brauchte. Wir waren mitten im Projekt, Weihnachten war nur dazwischengekommen.

Ich wäre gern vorher fertig geworden, zumindest mit meiner Präsentation. Ich hatte wie im Fieber gerechnet, aber die Anpassung der Gehälter hatte mich einige Tage gekostet. Der Auftrag war zwar nicht sonderlich groß – eine einfache Umstrukturierung. Doch der Kunde plante mehr, und wenn wir dieses Mal überzeugten, würden unsere Chancen steigen, dass wir den Folgeauftrag bekamen.

Während draußen die Schatten der Bäume und der Strommasten vorbeizogen, glitten die Folien durch meinen Kopf, die ich bisher entworfen hatte. Sie waren allerdings verschwommen, ich konnte sie nicht richtig fassen. Manchmal ruckelten sie auch, wie alte Dias im Vorführgerät. Es musste am schweren Rotwein liegen, der noch zwischen meinen Schläfen pochte. Erst am Vorabend hatten wir mit der Firma Weihnachten gefeiert.

Sie hatte ein ganzes Museum gemietet. Lange Tafeln mit weißen Tüchern, kleine Strahler in den Ecken. Die Gemälde an den Wänden hatten wie Dekoration gewirkt.

Ich war zwischen schwarzen Smoking-Schatten und engen Kleidern hindurchgetrieben, weicher Stoff streifte meine Arme, während ich ein Glas balancierte. Von irgendwoher floss ständig Champagner, die Perlen stiegen mir in den Kopf, sie hätten die Zahlen vertreiben sollen, aber die mischten sich nur mit ihnen.

Ich hätte mich eigentlich freuen müssen. Die erste Feier,

das erste Mal, dass ich richtig dazugehörte. Wie lange habe ich davon geträumt, endlich ein Teil dieser Firma zu sein! Aber die warmen Worte des Vorstands, die er uns in einem Video sandte, drangen kaum an meine Ohren. Stattdessen starrte ich auf den Nagel, der schwarz aus seiner Nase ragte, und fragte mich, welches Ausstellungsstück der Projektion hatte weichen müssen.

Was war bloß auf einmal los mit mir? Mechanisch hatte meine Gabel in das rosa Filet gestochen, das zwischen Balsamicoschnörkeln lag. Waren meine Geschmacksknospen abgestorben? Ich musste doch den Unterschied schmecken! Vor weniger als einem halben Jahr hatte ich noch in der Mensa gegessen.

Zumindest das merkte man mir nicht an. Ich saß dort in meinem Cocktailkleid und tat, als sei es nie anders gewesen. Und irgendwie war es tatsächlich so. Die Eleganz um mich herum erschien mir plötzlich so gewöhnlich.

Die Gläser klirrten, der Wein darin strahlte im Licht der silbernen Kandelaber. Mein Mund unterhielt sich mit meinen Nachbarn. Verwundert hörte ich mir zu.

Später stand ich an der Bar. Ein Lichtkegel wanderte über die Wände, Loungemusik plätscherte aus den Boxen. Vor mir stand ein Caipirinha, ich saugte den Alkohol aus dem Eis. Der Raum füllte sich mit meinen Kollegen. Wie Puppen kamen sie mir vor in ihren Smokings und Abendkleidern. Das Schwarz war wie eine Uniform, warum war mir das noch nicht aufgefallen? Wenn zwei dieser Puppen zusammentrafen, schüttelten sie einander die Hände und schnarrten ein paar Sätze vom Band. Zwischen den Bildern an den Wänden sah das aus wie eine Performance.

Der Saal schwamm vor meinen Augen, während

sie zu tanzen begannen. Wie die Figuren einer Spieluhr drehten sie sich um sich selbst. Irgendwann war ich zwischen ihnen und wurde ein Teil des grotesken Balletts. Ich reihte mich ein in ihren Reigen, als hätte mich jemand aufgezogen.

3

Zwischen den Steinfliesen in der Einfahrt lag das Moos zentimeterdick. Mein Koffer holperte über den Kiessplitt, ich rieb ihn auf der Bastmatte ab. Es kam mir eigenartig vor, dass mein Schlüssel ins Türschloss passte.

Ein ziemlich gewöhnliches Siedlungshaus, weiße Mauern, dunkle Paneele, es glich demjenigen zur Linken wie demjenigen zur Rechten. Der einzige Unterschied zu den Nachbarn war, dass die blinkenden Lichter fehlten, die sich in den anderen Gärten um die laubfreien Äste wanden. Nur ein paar Strohsterne baumelten hinter den sprossenlosen Fenstern.

Ich zog die Windfangtür hinter mir zu. Im Hausflur schlug mir der Geruch von verbranntem Zimt entgegen.

An den Wänden hingen Seidentücher. Die Indienreise, von der sie stammten, hatte vor meiner Geburt stattgefunden. Zu dem alten Bauernschrank mit den groben Rosenranken wollten sie so gar nicht passen. Und der wiederum nicht zu den Fliesen, auf denen seine Füße standen.

Zwischen ihnen wellte sich ein abgeschabter Flickenteppich. Nichts schien sich hier richtig heimisch zu fühlen: Der Steingut-Schirmständer war fehl am Platz, das Klöppeldeckchen rollte sich an den gezackten Rändern auf, als wollte es möglichst wenig Berührung mit der weißen Kommode haben.

Auch mich selbst stieß der Boden ab, ich fröstelte in meinen Nylonstrümpfen. Vergebens suchte ich Halt an der Wand, während ich in die Pantoffeln schlüpfte, die unter der Kommode standen. Das hier war nicht mein Zuhause. Niemals würde es das werden! Ich legte meinen Alpaka-Mantel behutsam über das Treppengeländer, um ihn im Vorbeigehen greifen zu können, sollte ich plötzlich fliehen wollen.

Im Wohnzimmer stieß ich dann auf Hajo. Er saß in dem alten Ohrensessel, vor sich auf den Knien das Lokalblatt. Ich hatte die Überschriften bereits bei dem Mann im Zug mitgelesen.

»Das kann doch nicht interessant sein, Hajo!«

Er zuckte zusammen.

»Du, schon da?«

Sein Kopf hob sich aus seiner Position zwischen den beiden Sesselohren.

»Sieht ganz so aus.«

Er sah mich an.

»Na ja, wer weiß das schon bei dir. Kommst ja nur alle heiligen Zeiten. Hast ja jetzt dein eigenes Leben.«

Ich küsste ihn kurz auf die kahle Stelle, die man schon Glatze nennen konnte – es kam mir vor, als sei sie inzwischen etwas runder und größer geworden. Auch seine Barthaare waren heller, oder bildete ich mir das ein?

Die Zeitung glitt von seinem Schoß und landete neben ihm auf dem Boden.

»Diesen Schwachsinn liest du wirklich?«

»Muss ja mit meinen Kunden reden. Wissen, was sich hier so tut. Die sind ja alle in diesen Vereinen.«

»Läuft das Geschäft denn?«

»Ach, ja, läuft. Im Winter immer bisschen zäher. Ans

Bauen denken die Leute im Frühjahr. Wie die Vögel.«
Schulterzucken.

Hajo zeichnet jetzt Siedlungshäuser, solche wie das, in dem sie jetzt wohnen. Hier ein Fenster, dort eine Tür, manchmal ein Flachdach, einen Erker. Ich glaube nicht, dass ihn das fordert. Geschweige denn, dass es ihm gefällt.

Er hatte doch einmal so große Ideen – früher, als er noch alte Häuser und Scheunen aus Backstein renovierte. Er schwärmte damals von Vierkanthöfen, von geschnitzten Giebeln, von alten Balken. Ging es ihm jetzt nicht auf die Nerven, die Wünsche von Kunden zu erfüllen, die nichts weiter wollten als ein Dach und einen Platz für ihre Autos?

»Und du?«

»Läuft auch.«

»Ah, ja. Soso.«

Er rieb sich mit einem Finger die Nase.

»Was machst du da eigentlich genau? Susanne meinte, du wirst gebucht, wenn Firmen Unterstützung brauchen?«

»Beratung. Wenn sie Probleme haben. Die sieht man von außen oft besser und schneller. Außerdem greift man dann leichter ein.«

»Ah, ja.«

Es klang nicht überzeugt.

Natürlich hatte er nichts verstanden. Niemand versteht, was Berater machen. Ich muss das immer wieder erklären. Das geht mir ziemlich auf die Nerven.

»Und sonst?«

»Was sonst? Ich arbeite viel.«

»Frankfurt – gefällt dir? Ich mochte es gern.«

»Ich bin dabei, mich einzuleben.«

Das konnte so ziemlich alles heißen. Ich wollte ihm die Wohnung nicht schildern, in der die meisten Möbel noch

fehlten, weil ich einfach keine Zeit fand, samstags in einen Laden zu gehen.

Das Wohnzimmer kam mir ausgekühlt vor. Oder war ich zu dünn angezogen? Hajo trug eine Schafwolljacke. Konnten sie denn nicht einfach heizen?

Er nickte ein weiteres Mal vor sich hin.

»Wenn du Susanne suchst: Ist oben. Glaube, sie verrenkt sich gerade.«

»Sie macht was?«

»Susanne? Yoga. Ist ja jetzt ihr neuester Spleen. Gibt sogar selber ein paar Kurse, Anfänger, an der Volkshochschule. Hat dadurch was zu tun, tut ihr gut.«

»Bestimmt.«

Herrje, auch das noch.

Als hätte sie nicht schon genügend Ticks. Jetzt also auch noch Om und Chakren und dieses Energiegelaber.

Oben im Flur saß sie tatsächlich im Schneidersitz auf dem Perserteppich. Wie eine Statue sah sie aus, die Beine verschränkt, die Hände gefaltet. Auf ihrem Scheitel ein Hennaschimmer, die Brüste wie immer ohne BH. Sie baumelten wie die klobigen Perlen ihrer langen Holzperlenkette.

Susanne hat die verschiedensten Phasen. Mal schwört sie auf Salze, mal isst sie nur Rohkost, dann trinkt sie ausschließlich Ingwertee. Sie sucht einen Halt für ihr inneres Chaos, findet ihn aber natürlich nie.

Sie kann sich nicht an Regeln halten, ich glaube, sie ist zu rebellisch dafür. Sie fasst ihre Vorsätze, um sie zu brechen. Wahrscheinlich genießt sie das sogar.

Das führt dazu, dass ihre Phasen seltsam durcheinandergeraten. So isst sie mal Soja- und mal Fleischwurst, mischt Biowaschpulver mit Bleichkonzentrat, gießt Bach-

blütentropfen auf ihre Pflanzen, macht Basenfasten mit Magerquark.

Gerade verzichtete sie wohl auf Seife, ihr Zederneruch hatte einen Stich. Vielleicht war aber auch nur ihr Deo alle.

Ich ging auf sie zu und räusperte mich.

»Ist die Erleuchtung schon eingetroffen?«

Susannes Lider klappten nach oben. Sie hat diese Augen, die immer blicken, als sähen sie alles zum ersten Mal. Runde graue, verwunderte Murmeln, die sich aus ihren Höhlen rollen.

»Solltest du nicht erst in zwei Stunden kommen? Ich hätte dich doch abgeholt. Bist du den ganzen Weg gelaufen? Ach, Süße, das hättest du doch nicht gemusst!«

Sie nahm die Hände auseinander und legte sie auf ihre Schenkel, Daumen und Zeigefinger zusammen. Die Handflächen bildeten kleine Schalen.

Sie musterte mich von oben bis unten.

»Du siehst ja ziemlich blass aus, Süße!«

»Was riecht hier so verbrannt?«, fragte ich.

»Schaust du denn gar nicht in den Spiegel? So schlimm war es im Studium nicht! Seit wann hast du solche Augenringe? Die sind ja schon fast dunkelgrau! Lassen die dich denn gar nicht raus in diesem Beraterunternehmen?«

Ich hielt mich am Treppengeländer fest.

Bloß keine Diskussion anfangen.

»Wir haben gestern länger gefeiert.«

So schnell ließ Susanne nicht locker.

»Das ist doch nicht von einer Nacht. Das hat sich doch tief eingegraben. Und was für müde Augen du hast! Kommst du denn noch zum Schlafen, Süße?«

»Irgendwas ist hier verkohlt. Oder sind das Räucherstäbchen?«

Die Schalen fielen in sich zusammen, die Hände sanken auf ihre Knie.

»Ich wollte backen.«

Susanne seufzte.

»Es hätten Elisen werden sollen. Hajo hat ja schon gelacht, als ich mit dem Rezept ankam. Einmal ist immer das erste Mal – na ja, so sehen die Dinger auch aus. Sie sind ziemlich dunkel geworden. Aber du kannst ja mal eins probieren.«

Mit diesem Satz schloss sie wieder die Augen, wie ein Orakel, das soeben eine Prophezeiung vollendet hatte. Ich war mir nicht sicher: War sie beleidigt, weil ich mich nicht bemuttern ließ?

Ich fand die Bleche in der Küche, die Häufchen darauf waren nahezu schwarz. Ich kratzte eins mit dem Messer ab und bröselte es in den Abfalleimer.

Früher hatte Susanne höchstens Spekulatius im Supermarkt gekauft. Weihnachten, dieses Kirchenfest, damit konnte man sie jagen. Sie tat, als seien wir nicht zu Hause, wenn die Kinder zum Sternsingen kamen. Jetzt lag hier sogar neuer Baumschmuck, bemalte Glaskugeln, lilafarben.

Vor dem Fenster stand der Zimmerbrunnen, Wasser rann aus dem Rosenquarz. Einer ihrer zahlreichen Buddhas kraulte sich den Staub vom Bauch. Daneben ein Foto von Elena. Sie lehnte an einer Terrassentür. Sie schien fast zu fluoreszieren, weil sich die Sonne in dem Glas brach.

Ich wischte mit dem Fingerrücken die feine Staubschicht von ihrem Haar. Dann schob ich den krüppeligen Kaktus beiseite und öffnete das Küchenfenster.

Wir sitzen einander jetzt gegenüber. An drei Tagen in der Woche, in den blauen Polstersesseln unter einem Blumenkunstdruck.

Manchmal schweigen wir gemeinsam, und ich warte auf die Fragen, während er den Blick gesenkt hält und in seine Tasse pustet.

Wiesenkräutertee, im Beutel. Zuckerwürfel stapeln sich in der gelben Zuckerschale. Eine Handvoll alter Kekse auf dem goldumrahmten Teller.

Gelbe Farbe an den Wänden. Soll wohl irgendwie beruhigen. Eine Palme in der Ecke, als hätte jemand sie vergessen.

Vielleicht träumt seine Assistentin manchmal heimlich von der Südsee. Er sieht mehr nach Wandern aus, drahtig, Muskeln unterm Pulli. Jede Woche ein, zwei Gipfel. Von hier ist es ja nicht weit zu den Alpen.

Nun kratzt er sich an seinem Haarkranz. Dünne, grau melierte Haare. Fehlt nur noch der weiße Kittel. Irgendwann werde ich ihn fragen, wo er den gelassen hat.

Ich schlage die Beine übereinander, um mit meiner neuen Hose nicht das Kissen zu berühren. Was weiß ich, wer seine Krümel schon in den Stoff gerieben hat. Der Keks schmeckt so trocken, wie er aussieht. Die rote Marmeladenfüllung klebt an meinen Backenzähnen. Ich reibe mit der Zunge dagegen. Wahrscheinlich ist er schon abgelaufen.

Was mache ich hier überhaupt? Ich hätte doch ins Hotel gehen sollen. Zwei Wochen Wellness, von mir aus auch drei, das hätte vollkommen ausgereicht. Ein bisschen Sauna, ein

paar Massagen. Klangschalentöne. Panflötenmusik. Vielleicht sogar ein paar Yogastunden, um Susanne zu beruhigen.

Flauschige weiße Bademäntel. Frotteepantoffeln, den ganzen Tag. Ja, gern die Lomi-Lomi-Behandlung. Die Fango-Packung. Den Obstsalat.

Ich hätte mich einfach nur ausruhen sollen. Ich hätte es mir leisten können. Warum habe ich nicht protestiert, als Susanne damit anfang, eine Behandlung für mich zu planen?

»Du musst dich mit dir auseinandersetzen. Glaub mir, das hat mir auch geholfen. Nicht nur die Symptome behandeln, sondern wirklich tiefer gehen.«

Wahrscheinlich habe ich sogar genickt. Meine Visiere waren unten. Ich habe sie einfach machen lassen. Und sie hat mich hier angemeldet.

Der Therapeut nippt schon wieder am Tee. Dass er den nicht überhat. Immer ist er so bedächtig. Er nickt und lehnt sich leicht nach vorn.

Aktiv zuhören – das kenn ich. Hab ich auch schon oft gemacht. Erst mal andere reden lassen und erfahren, was sie wollen. Danach kann man gut reagieren. Ich hatte zwei Seminare dazu.

Er braucht sich bloß nicht einzubilden, dass ich ihn nicht durchschauen würde. Ich weiß genau, was er bezweckt, wenn er mir seine Fragen hinwirft.

»Womit verbringen Sie Ihre Tage?«

»Mit meiner Arbeit.«

Womit sonst?

»Was haben Sie bei Ihren Eltern gemacht, während Sie darauf gewartet haben, dass Sie hier einen Platz bekommen?«

»Schlafen. – Nachdenken. – Hauptsächlich schlafen.«

»Worüber haben Sie nachgedacht?«

Natürlich muss er hier einhaken.

»Ach, so dies und das«, sage ich.

Ich verschränke meine Arme vor den Schalen meines BHs. Der Therapeut stellt die Tasse ab, exakt auf den dünnen Wasserrand, den sie auf dem Untersetzer vorher hinterlassen hat.

»Vielleicht wollen Sie mir erst einmal etwas über Ihre Eltern erzählen?«

»Über meine Eltern?«

»Genau. Ich wüsste gerne mehr über sie. Schließlich haben Sie bisher die meiste Zeit Ihres Lebens mit ihnen verbracht.«